

**Wort:**

„Das Hohelied ist das allerschwierigste Buch des AT. Wie man es auch auslegen möchte, immer wieder bleibt ein Rest undurchsichtiger Stellen und gerade solche, welche, wenn wir sie verstanden, die Lösung des Rätsels erleichtern würden.“ (Franz Delitzsch). Eigentlich nicht weiter erstaunlich, da es doch nur um Liebe geht in diesem Lied, die immer rätselhaft und unerklärlich bleibt.

Die sonst so auslegungsfreudige evangelische Tradition hat sich der Aufgabe einer Auslegung weitgehend verweigert. Ungeachtet der vielfältigen Rezeptionen, die das Hohelied, meistens in einer allegorischen Auslegung als Bild für die Liebe zwischen JHWH und Israel oder Christus und der Kirche erfahren hat, hat es keinen Eingang in die Perikopenordnung gefunden. Im jüdischen Gottesdienst hat es dagegen als Festrolle für das Passafest einen außerordentlich prominenten Platz.

*Denn siehe, der Winter ist vergangen...* Eine interessante jahreszeitliche Verbindung stellt die katholische Tradition her: Hld 2,8-14 ist Text für die Messe am 21. Dezember, der Wintersonnenwende.

*Mein Freund steht hinter unsrer Wand und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter.* Adventlich entfalten ließe sich das Motiv der *Türklage*. Ist es hier der Geliebte, der „wehmütvoll die Tür beschwört sich zu öffnen“, ein Motiv, das später auch im Minnegesang wieder auftaucht (vgl. W. Bühlmann, Das Hohelied, NSK.AT 15, Stuttgart 1997, 4of.), so sind es in der Adventszeit wohl nur die Kinder, die noch wirklich herbeisehnen und warten können, vor dem Adventskalender oder der Tür zum Weihnachtszimmer.

Im Hohelied wird nicht über Liebe geredet, es wird geliebt, gewartet, erhofft, herbeigesehnt. Diese Unmittelbarkeit, von der Dramaturgischen Homiletik als „RedenIn“ bezeichnet, ist für die Predigt eine (noch) ungewohnte Redeweise. Aber an diesem Sonntag geht es eigentlich nicht anders.

**Stich:**

Weihnachten

Einmal kommst du zu mir in der Abendstunde  
Aus meinem Lieblingssterne weich entrückt,  
Das ersehnte Liebeswort im Munde,  
Alle Zweige warten schon geschmückt

O ich weiß, ich leuchte wieder dann,  
Denn du zündest meine weißen Lichte an.

"Wann?" - ich frage seit ich dir begegnet - "wann?"  
Einen Engel schnitt ich mir aus deinem goldnen Haare  
Und dem Traum, der mir so früh zerrann.  
O ich liebe dich, ich liebe dich,  
Ich liebe dich!

Hörst du, ich liebe dich ---  
Und unsere Liebe wandelt schon Kometenjahre,  
Bevor du mich erkanntest und ich dich.

Else Lasker-Schüler (1869-1945)

**Predigt:**

8 Da ist die Stimme meines Freundes!  
Siehe, er kommt  
und hüpf über die Berge  
und springt über die Hügel.  
9 Mein Freund gleicht einer Gazelle  
oder einem jungen Hirsch.  
Siehe, er steht hinter unsrer Wand  
und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter.  
10 Mein Freund antwortet und spricht zu mir:  
Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her!  
11 Denn siehe, der Winter ist vergangen,  
der Regen ist vorbei und dahin.  
12 Die Blumen sind aufgegangen im Lande,  
der Lenz ist herbeigekommen,  
und die Turteltaube lässt sich hören in unserm Lande.  
13 Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen,  
und die Reben duften mit ihren Blüten.  
Steh auf, meine Freundin, und komm,  
meine Schöne, komm her!

**Der Liebste kommt**

Sie sitzen im Theater. Sie kennen das Stück. Sie wissen: Es geht nicht gut aus. Und dennoch sind Sie gespannt. Gespannt, wie die das hier spielen. Wie die Stimmen klingen. Was Sie diesmal erleben werden, wenn Sie das Stück zum zweiten, zum dritten ... Mal sehen. Auf einmal, mitten drin, hören Sie eine Frage in sich. *Muss das unbedingt so ausgehen, wie ich es kenne? Könnte es nicht sein, dass ...?*

Im Adventstheater, alle Jahre wieder, tut sich nicht viel Neues. Man kennt das: die Weihnachtsmärkte und Basare, die Spendenwerbung in der Post, die Tafeln an den Straßen: *Nordmanntannen ab 12. Dezember*. Auf einmal, mitten drin, könnte sich eine Frage melden. Sie muss nicht, aber sie könnte, und manchmal tut sie es. *Ob es etwas Neues gibt in der Wiederkehr des immer Gleichen? Muss das unbedingt so ausgehen, wie ich es kenne? Könnte es nicht sein, dass ...?*

Immerhin: Im Stück, dessen Titel *Advent* heißt, geht es um das Unverhoffte. Das, was niemand machen kann und keiner angestrebt hat, kommt, bricht ein in die Wirklichkeit. Gibt *der Welt ein' neuen Schein*. *Schein* nicht im Sinne von: Es scheint nur so, sieht nur so aus, sondern: Die Welt erscheint in einem anderen Licht. Und in diesem Licht wirkt sie vollkommen erneuert.

Hat der Advent etwas mit Liebe zu tun, mit erotischer Liebe? Bei Paul Gerhardt („Wie soll ich dich empfangen?“) klingt es so: „Nichts, nichts hat dich getrieben / zu mir vom Himmelszelt / als das geliebte Lieben, / damit du alle Welt ... so fest umfängen hast.“ In *getrieben* steckt auch der *Trieb*, das liebende Begehren. Für *umfängen* könnte man auch sagen: *umarmen*. Wenn es im Advent nicht nur um Vorbereiten und ungeduldiges Erwarten geht, sondern auch etwas vom Begehren darin steckt, das sich beleben lässt, von jener Liebe, die alles verändert –, dann *könnte es sein, dass ... ja: dass nicht alles so weitergeht, wie wir es kennen*.

Das Hohelied in der Mitte der Bibel wird dem König Salomo zugeschrieben. Salomo steht für Reichtum und Klugheit, für Schönheit des Lebens und der Sprache. Das Hohelied ist eine Sammlung von Liebesliedern. Oder, genauer: ein atemloser Austausch von Liebesverlangen und Liebesversprechen zwischen einer Frau und einem Mann. Bis heute ist nicht völlig geklärt, wie dieses Dokument *schierer Erotik* in den Kanon der biblischen Bücher gelangt ist. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass es in einem unbewachten Augenblick hineingeschlüpft ist. Und dass sich dann niemand getraut hat, es wieder daraus zu entfernen, weil es ja, kaum darin angekommen, ein *heiliges Buch* geworden ist. Nun taucht ein kleines Stück davon auf einmal hier auf, im Reigen der Predigttexte für den 2. Adventssonntag. Natürlich gibt es keine ursprüngliche Beziehung zwischen dem Hohelied und dem Advent. Die beiden namenlosen Liebenden, die sich darin äußern, konnten nichts von Jesus,

dem Sohn der Maria, dem Gotteskind wissen. Aber vielleicht kommt eine andere, eine frische Dynamik in den Advent, wenn er im Spiegel dieses Liebesliedes verstanden wird. Und so klingt die atemlose Wechselrede zwischen ihr und ihm:

„Da ist die Stimme meines Freundes!  
Siehe, er kommt  
und hüpf über die Berge  
und springt über die Hügel.  
Mein Freund gleicht einer Gazelle  
oder einem jungen Hirsch.  
Siehe, er steht hinter unsrer Wand  
und sieht durchs Fenster und blickt durchs Gitter.

Mein Freund antwortet und spricht zu mir:  
Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her!  
Denn siehe, der Winter ist vergangen,  
der Regen ist vorbei und dahin.  
Die Blumen sind aufgegangen im Lande,  
der Lenz ist herbeigekommen,  
und die Turteltaube lässt sich hören in unserm Lande.  
Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen,  
und die Reben duften mit ihren Blüten.  
Steh auf, meine Freundin, und komm,  
meine Schöne, komm her!“

Einen von Atemlosigkeit geprägten Ruf haben wir in diesem Gottesdienst schon einmal gehört, in der Lesung aus der Hebräischen Bibel. Mühelos springt dieser lange Satz über die Grenze zwischen zwei Jesaja-Kapiteln hinweg, und beim Hören kommt man kaum hinterher:

„Ach dass du den Himmel zerrisest und führst herab, dass die Berge vor dir zerflößen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, das dein Name kund würde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten, wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten – und führst herab, dass die Berge vor dir zerflößen!“

Gott soll sich zeigen, das ist der dringliche Wunsch, und täte er es, hätte es segensreiche Wirkung: „Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.“ Der Inhalt ist verschieden, der Ton ist vergleichbar: ein ungeduldiger, drängender, begehrender Klang bestimmt die poetische wie die prophetische Sequenz. Dem Propheten gilt alles Vergangene nicht mehr viel; er will, dass Gott sich mit Macht ins Spiel bringt, gegenwärtig, jetzt. Und die Liebenden? Sie kümmern nicht das Kommende, sie gehen ganz in diesem Augenblick auf, der ihnen mehr bedeutet als die Ewigkeit. Man könnte es auf die Spitze treiben. Dann sprächen die Liebenden, nah am Evangelium dieses 2. Sonntags im Advent, zueinander: *Himmel und Erde werden vergehen; aber deine und meine Worte vergehen nicht.*

Kann die Liebe zwischen zwei Menschen zum Gleichnis einer weit ausgreifenden, großen Erwartung an das Leben werden? Einer Erwartung, die will, dass die Schatten vom Licht verzehrt werden und das Schwere leicht wird? So weit sind die Liebe und die Erwartung gar nicht voneinander entfernt. An manchen Stellen von Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium wird die Nähe in Text und Musik hörbar. „Mein Jesus heißet meine Lust, mein Jesus labet Herz und Brust ...“ Oder hier: „Ach, wann wird die Zeit erscheinen, wann? Ach, wann kommt der Trost der Seinen? Jesu, ach, so komm zu mir ...“ In den Wechselgesang von Sopran und Tenor dringt eine dritte Stimme. Sie singt: „Schweigt, Schweigt, er ist schon wirklich hier!“ Hier sind wir mitten in dem durch Liebesverlangen aufgeladenen Augenblick, der die atemlosen Wechselreden des Hohenliedes bestimmt.

Die Sprache des Barock können wir so nicht mehr sprechen, die Musik aber klingt unverbraucht, süß, lockend. Was würde sich im Weltverhältnis der Menschen ändern, wenn dieser sehnsüchtige Ton in ihren Sinn einginge? Ich stelle mir vor: Die Gegenwart würde ihnen zur *Mitte der Zeit*. Das Verhältnis zur Wirklichkeit ist nicht mehr vor allem durch Erfahrung bestimmt, sondern durch Erwartung. Die kühle, rationale, gewohnte Verfügung über die Zeit verwandelt sich in ein Lebensgefühl, das von Schmerz und Sehnsucht grundiert wird. Es ist der Schmerz über alles, was Menschen zugemutet wird an Unerträglichem, und die Sehnsucht nach Linderung und Heil. Eine große Hoff-

nung bildet sich heran: Sobald der Erwartete kommt, wird er vieles in ein anderes Licht tauchen, weil er alle Dinge und alle Menschen im Licht ihrer Möglichkeiten erscheinen lässt.

Nicht von einer wundersamen Verwandlung ist die Rede – so, als würde mit einem Mal alles gut. Es wird ja nicht alles gut, solange wir in jener Welt leben, die sowohl Himmel als auch Hölle sein kann – und vieles dazwischen. Aber der Blick auf die Wirklichkeit kann sich verändern, wenn etwas geschieht, was ihr *ein' neuen Schein* gibt. Im Hohenlied klingt es so:

„Sieh doch – da –  
er bleibt stehn  
hinter unsrer Mauer,  
schaut durch die Fenster,  
strahlt durch die Gitter.“

Martin Luther hat diesen erregten Satz aus dem Hohenlied auf Gott bezogen. Luther spricht zu Menschen, die *Widerwärtigkeiten* ausgesetzt sind, und fragt: Ist es möglich, auch unter solchen Umständen „gute Zuversicht zu haben und Besseres (von Gott) zu erwarten als man's empfindet“? Für die Glaubenden wohl, antwortet er; denn sie wissen: „Unter den Leiden, die uns von ihm scheiden wollen wie eine Wand, ja wie eine Mauer, steht er verborgen und sieht doch auf mich und verlässt mich nicht.“ Und weiter: „Denn Gott steht und ist immer bereit, in Gnaden zu helfen, und durch die Fenster des dunklen Glaubens lässt er sich sehen.“ Der Glaube ist *dunkel*, weil er gesättigt ist mit der Erfahrung von *Leiden und Widerwärtigkeiten*.

Es ist also kein naiver Glaube, der überzeugt ist, es könne ihm nichts geschehen, weil Gott die Glaubenden ja vor allem Bösen bewahrt. Und: Gott bleibt *verborgen*, zu erkennen gibt er sich nur als ein dunkles Bild, ein Schattenriss. Aber Gott *sieht auf mich*, und er *lässt sich sehen*. Ich bin nicht verlassen. – Wie verschieden die Sinnwelten sind, die ein solches Bild aufziehen lässt: das Bild von einer Mauer, den Fenstern darin, dem Gitter davor. Nun ist es Gott, der draußen steht und herein will. Den es so sehr nach der Nähe zu den Menschen verlangt, dass er im Begriff ist, selbst einer zu werden. Noch sagt er nichts. Gleich aber wird er locken: „Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm!“ Durch die *Fenster des dunklen Glaubens* sehe ich, dass ich gemeint bin. Er ist gekommen und will, dass ich komme. Und in diesem lockenden Ruf erkenne ich, dass ich *schön* bin. Ich bin schön, weil draußen jemand ist – ganz nah – und mich ruft.

Er ist gekommen, er kommt – jetzt –, er wird wiederkommen. Und wenn er da ist, kann es sein, dass er in die Rolle des Kammersängers B schlüpft. Es passt zu ihm. Was den Kammersänger auszeichnet, werden Sie erfahren, wenn Sie dem Dialog zuhören, den er mit Frau Pichota führt. Einem Dialog, in dem die Interviewerin den Sänger mit aller Macht auf ein bestimmtes Gleis setzen möchte. Er aber widersteht ihr.

#### DIE MACHT DER GEFÜHLE<sup>1</sup>

Die Reporterin, Frau Pichota, spricht mit Kammersänger B

Frau Pichota: „Herr Kammersänger. Sie sind berühmt für den leidenschaftlichen Ausdruck im ersten Akt. Man hat geschrieben, dass ein Funke der Hoffnung in Ihrem Gesicht stünde. Wie bringen Sie das fertig, wenn Sie als vernünftiger Mensch den grässlichen Ausgang im fünften Akt doch kennen?“

Kammersänger: „Das weiß ich im ersten Akt noch nicht.“

Frau Pichota: „Vom letzten Mal her, Sie spielen das Stück zum 84. Mal?“

Kammersänger: „Ja, es ist ein sehr erfolgreiches Stück.“

Frau Pichota: „Dann müssten Sie den schrecklichen Ausgang doch allmählich kennen!“

Kammersänger: „Kenn ich auch. Aber nicht im ersten Akt.“

Frau Pichota: „Aber Sie sind doch nicht dumm!“

Kammersänger: „Die Bezeichnung würde ich mir auch verbitten.“

Frau Pichota: „Dann wissen Sie doch aus den früheren Aufführungen, also um 20.10 Uhr im ersten Akt, was um 22.30 Uhr im fünften Akt passieren wird.“

<sup>1</sup> Alexander Kluge, Die Macht der Gefühle, Textbuch zum Film, Frankfurt am Main 1984, 77-79.

Kammersänger: „Ja.“

Frau Pichota: „Ja, wieso spielen Sie dann ‚mit einem Funken der Hoffnung im Gesicht‘?“

Kammersänger: „Weil ich im ersten Akt den fünften Akt nicht kennen kann.“

Frau Pichota: „Sie meinen, dass die Oper anders ausgehen könnte?“

Kammersänger: „Freilich.“

Frau Pichota: „Sie geht aber nicht anders aus. 84 Mal schon nicht.“

Kammersänger: „Ja, weil das ein erfolgreiches Stück ist.“

Frau Pichota: „Ja, deshalb 84 Aufführungen. Aber es geht am Ende nicht gut aus.“

Kammersänger: „Sie sind gegen Erfolg?“

Frau Pichota: „Nein, aber es geht im 5. Akt nicht gut aus.“

Kammersänger: „Könnte doch aber!“

Es muss wohl befürchtet werden, dass Frau Pichota sich unmutig abwendet: Der Mann ist ein Narr. Er weiß doch genau, wie es ausgeht. Wäre er ein vernünftiger Mensch, so könnte er nicht *den Funken der Hoffnung im Gesicht* haben. Aber was wäre, wenn auf der Bühne des Welttheaters zwei, drei, viele Kammersänger B ihr schönes Spiel trieben? Und wenn einige unter den Skeptikern im Publikum bekehrt würden zu einem unvernünftigen Optimismus, der sagt: „Könnte doch aber!“ – es könnte doch sein, dass es gut ausgeht? Dann käme etwas ins Spiel, was die Welterfahrenen verblüfft. Man weiß ja, wie es läuft, man weiß, was zu erwarten ist. *Der Funken Hoffnung im Gesicht* aber kann ein erotischer Zündfunke sein. Die, auf die er überspringt, sind auf einmal getrieben von der Lust, die Welt zu lieben, wie sie ist, weil sie ja von dem geliebt wird, der durch die Fenster schaut und durch das Gitter strahlt.

Amen

Anmerkungen:

Die Bezeichnung des Hld als Dokument *schierer Erotik* ist von Klaus Reichert. S. das Vorwort zu seiner Übersetzung: *Das Hohelied Salomos. Zweisprachige Ausgabe*, 7ff, hier: 7. – Die Zitate aus Bachs Weihnachtsoratorium beziehen sich auf das Duett Nr. 38 und auf das Terzett Nr. 51. – Luthers allegorische Deutung von Hld 2,9 ist zu finden in der Schrift *Von den guten Werken* aus dem Jahr 1520. Von dem guten Werk des ersten Gebots, Zum siebenten, in: Karin Bornkamm, Gerhard Ebeling (Hg.), *Martin Luther, Ausgewählte Schriften*, Insel Verlag, Frankfurt am Main, 1982, Erster Band, 47.

(Klaus Eulenberger)